



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Festenberg, Adam von: Eine Fahrt in den Orient : (Fortsetzung) : 5.
Sambul

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine fahrt in den Orient.

Von Adam von Festsberg.

(Fortsetzung.)

5. Stambul.



ollte ich euch das am heutigen Tage gesehene schildern, so müßte ich ein archäologisches und historisches Werk über Konstantinopel à la Gibbon schreiben; denn der heutige Tag war Stambul gewidmet, d. h. dem alten Byzanz, der Stadt Konstantins und Justinians oder vielmehr den Ruinen dieser Stadt. Denn nirgends sind die Spuren der antiken Welt so sehr mit Feuer und Schwert vertilgt wie hier. Obwohl es im Verhältnis zu Rom eine moderne Stadt und der Sammelplatz von aller Pracht und Kunst des Weltreiches ist, hat doch die Verwüstung des lateinischen Kreuzzuges und die Barbarei des Türkentums kaum einen Stein auf dem andern gelassen. Während auf dem Palatin in Rom sich noch die Spuren der römischen Geschichte von den ersten Anfängen der Stadt bis zu der kaiserlichen Glanzzeit und den Quadern der ersten Mauer bis zu den malerischen Ruinen der Paläste herauslesen lassen, ist in Konstantinopel von dem großen Konstantinspalast, von dem *sacrum palatium* des Justinian auch nicht ein Stein mehr vorhanden. Also gerade von dem, was für uns das Anziehende gewesen wäre, ist jede Spur getilgt. Wie zum Hohn hat sich aus dieser allgemeinen Zerstörung nur noch die dem Frieden (Irene) geheiligte Kirche erhalten, an deren Seiten noch mehrere riesige Sarkophage stehen, in denen ein neuerer Forscher u. a. die Gräber von Theodosius, Sullanus Apostata, Konstantin und Justinian erkennen will. Nun, für den

Kaiser Justinianus,
Ihn, der Pfuscher allergrößten,

hätte ich auch trotz seines *Corpus juris*, das noch heute die Völker regiert, keine Nührung empfunden. Konstantin dagegen, wenn er auch ebensowenig wie alle Despoten der römischen Kaiserzeit unserm Herzen nahesteht, ist doch einer jener Angelpunkte, durch welchen die Weltgeschichte in eine ganz neue Bahn geriet. Julianus Apostata aber wird trotz seiner Verirrung alle diejenigen rühren, die den dichterischen Weheruf über den Untergang der griechischen Götter verstehen:

Als ihr noch die schöne Welt regiertet,
Wie ganz anders, anders war es da.

Mit welchen Gefühlen würde wohl vor diesem Sarkophag Gibbon gestanden haben, der in seiner Geschichte des Unterganges des Römerreiches dem philosophischen Zeloten gegen das Christentum so glänzende Seiten gewidmet hat! Ich dachte an jene Zeit, wo ich von schwerer Krankheit kaum wieder genesen und mit geringen Hoffnungen auf eine gänzliche Wiederherstellung jene Seelenkämpfe von Julian-Gibbon mit der dem Kranken eigentümlichen nervösen Nührung las. Damals hätte ich nicht gedacht, daß ich dereinst an dem Grabmal des letzten heidnischen Römerfürsten weilen würde. Aber diese Stimmung konnte nicht lange vorhalten, denn Skepsis und Forschung zerstören alle Illusionen. Man muß es sehr stark bezweifeln, ob wirklich jene Sarkophage diese kostbaren Gebeine bergen und nicht vielleicht irgend ein Obeerinuch oder kaiserlicher Kammerherr, von der Gunst der Prinzessinnen schon bei seinen Lebzeiten getragen, auch nach seinem Tode die grandiose und kostbare Hülle gefunden hat. Eins aber sieht man noch aus den wenigen vorhandenen Trümmern, daß, wie die erste Kaiserhauptstadt aus Diebstahl und Raub ihren Ursprung nahm, so auch die zweite nicht eigne Kunstwerke hervorbrachte, sondern die Schätze der ihr unterworfenen Welt aus allen Teilen des Reiches zusammenraffen ließ, um dem jungen Sitze des Kaisertums den Glanz des alten zu verleihen. Konstantin gab der Welt in großem Stile das Beispiel, welches spätere Eroberer eifrig befolgt haben und welches in den französischen Kriegen, besonders durch den ersten Napoleon, hoffentlich seinen Abschluß gefunden hat. Viele Ruinen, deren Untergang allzu leichtfertig den wilden Germanenhorden zugeschrieben wird, sind auf die Rechnung jener Fürsten zu stellen, welche ihre Prachtliebe nicht mehr aus den Werken der eignen Zeit befriedigen konnten, und so sank das, was einst fromme Gesinnung von edler Künstlerhand herstellen ließ, zum Schaustück für eine verständnislose Menge herab. So steht auf dem Platze des ehemaligen Hippodroms die bronzene Schlangensäule, die als Weihgeschenk nach der siegreichen Schlacht von Plataä von den Griechen für den Apollontempel in Delphi bestimmt war und die noch heute in ihren gewundenen Schlangenleibern die sorgfältige Technik erkennen läßt. In ihrer Nachbarschaft befindet sich der ägyptische Obelisk, der in Heliopolis etwa 1600 v. Chr. von Thutmes III. errichtet, von dem Kaiser Theodosius in die neue Hauptstadt gebracht worden war. Auf seinem Piedestal

sieht man noch die verstümmelten Reliefs jener blutigen Zirkusspiele, die auf dieser Rennbahn ihren Schauplatz hatten und den blutigen Nikaufstand hervorriefen, welcher dem Kaiser Justinian fast Thron und Leben und der Nachwelt beinahe das Corpus juris gekostet hätte. Der Kaiser Theodosius mit seinen Söhnen Honorius und Arkadius, mit deren Thronbesteigung das große Reich in zwei Hälften zerfiel, und die Großen seines Hofes sind trotz der Verstümmelung noch erkennbar; es ist auch sichtbar, daß schon damals die schöne Kunst untergegangen war. Nur die handwerkmäßige Fertigkeit war geblieben, das Gefühl für Schönheit war in den theologischen Wortstreitigkeiten, in den Mekeleien der Tyrannen, in den Kämpfen gegen die Barbaren vernichtet worden. Noch ein paar Jahrhunderte später, und auch das Handwerk bestand nicht mehr, und man war genötigt, die Kunst durch gemeinen Reichtum zu ersetzen. Das zeigt uns ein dritter schmuckloser Obelisk, den Kaiser Konstantin, der purpurgeborne, im zehnten Jahrhundert dem Theodosischen zur Seite errichten und mit vergoldenen Platten belegen ließ, die dann die goldgierigen lateinischen Kreuzfahrer herunterrissen und wegschleppten. Schon aus diesen drei Denkmälern spricht eine Geschichte von Jahrtausenden, in denen noch nichts von dem Muhamedanismus zu spüren war, welcher dereinst der alten Kultur den letzten blutigen Tritt versetzen sollte. Unvermittelt liegt freilich auch hier neben den Resten der antiken Zeit das Türkentum, an das schon ein großer Anschlag auf dem Theodosischen Obelisk: *Le musée des Janissaires se trouve en face* erinnert. Laßt uns auch in dieses wandern; denn der Zweck, für den wir unsre zehn Piafter Eintrittsgeld opfern, ist diesmal ausnahmsweise gut, und solche Gelegenheit muß man wahrnehmen. Das Museum befindet sich nämlich in dem Hintergebäude einer Handwerkerschule, in welcher Kinder der im letzten Kriege gefallenen Offiziere und Soldaten unentgeltlich Pflege und Unterricht in den Handwerken genießen, und das Eintrittsgeld soll — wenn der Kismeth es durch die Hände der türkischen Beamten bis dahin gelangen läßt — zum Besten der Schule verwendet werden. Das Museum ist eigentlich ein Rastansches Panoptikum in verwahrlostem, türkischem Zustande; lebensgroße, ungeschickt geschnitzte Holzfiguren sind mit alten Kostümen und Trachten bekleidet, und so erhält man wohl eine Vorstellung, wie es in den Straßen Stambuls ausgesehen haben mag, ehe die Reformen Sultan Mahmuds im Anfange dieses Jahrhunderts die Trachten vereinfachten. Janitscharen stellen zu diesen Gruppen den Hauptteil, und so wurde uns sinnlich die alte Macht dieser Prätorianer mit allen ihren Lastern vor Augen geführt; nebst vielen andern Gefolge hatten sie ihren Pagen, dessen nach Frauenart verhülltes Gesicht nur zu deutlich die Dienste beweist, die sein Herr von ihm forderte. So waren wir kaum wieder an das Türkentum erinnert, als wir uns auch schon mit Ekel davon abwendeten. Wir durchwanderten den Serailplatz, ohne in das Innere einzutreten. Zum Teil vor noch nicht zwanzig Jahren verbrannt, dienen die Überreste zu Wohnungen für die Frauen und Diener verstorbener Sultane.

Zwar sind auch noch die alten Prachtgemächer und die Schatzkammer erhalten, aber ihr Besuch erfordert ein besondres Dekret (Fradé) des Kalifen, und wenn dieses auch durch Vermittelung der Botschaft ermöglicht ist, so werden doch die Trinkgelder, welche an Offiziere und Palastbeamte zu verschwenden sind, auf so gewaltige Summen geschätzt, daß wir darauf verzichteten, die innern Säle zu betreten und einen Blick in den Pavillon zu werfen, in welchem der Mantel des Propheten verwahrt wird. Wir ließen uns an der Aussicht genügen, die uns einen entzückenden Blick auf den Bosporus und das goldne Horn gewährt.

Es war gerade Mittag geworden, und so eilten wir zu der heiligen Sophia, welche gleichsam einen Auszug der Konstantinopolitanischen Geschichte darstellt. Die herrlichen Marmorsäulen des inneren Baues sind aus dem Tempel der ephesischen Diana und aus andern Heiligtümern des Heidentums zusammengetragen, die Säulen des oberen Stockwerkes stammen aus der Justinianischen Zeit und tragen in ihren Kapitälern die Monogramme der Provinzen, welche damals noch, wenn auch in unsicherem Bestande, den Körper des byzantinischen Reiches bildeten. Endlich haben zu diesem erhabenen Bau auch die Türken das Ihrige beigetragen, indem sie die herrlichen Mosaiken mit Kalk bewarfen und mit gelber Tünche überzogen, weil ihre Religion die Darstellung menschlicher Gestalten verbietet. Aber der Bewurf ist doch nicht überall gelungen, und es erscheint durch ihn gerade in der Apsis das tieferrnste, grämliche Bild eines großen, alleinherrschenden Christus. Wir kamen vor die Hagia Sophia um die Zeit des zweiten Gebetes und warteten draußen, bis der Muezzin von der Galerie des Minarets die Gläubigen mit weichen, melodischen Akkorden zum Gebet rief und den entfernteren mit einem weißen Tuche das Zeichen gab. Dies geschieht zu gleicher Zeit auf allen, nahezu 300 Moscheen (Dschamis) und 700 Bethhäusern (Mesdschids), die am goldnen Horn liegen, und ich kann nicht in Abrede stellen, daß dieser Ruf nicht minder feierlich ist als der ernste Klang unsrer Glocken. Bald strömten auch Väter von allen Seiten herbei, aber nur Männer, denn die Frauen haben keinen Zutritt zur Moschee. Sie bilden überhaupt keinen organischen Teil, auf welchen Religion oder Staat Rücksicht nimmt; ihr Zweck ist, den Männern zu dienen und Kinder zu geben; das ist alles.

Die Moschee bildet eine zusammenhängende Häusermasse; nicht nur daß sich in ihnen viele Prunkgemächer für den Sultan und Wohnungen der Priester befinden, in der Regel ist mit ihnen eine Gelehrtenschule, oft auch eine Bibliothek und eine Armenkirche oder Wasserspende verbunden. Immer aber liegt vor der Moschee ein Brunnen, bei welchem die Gläubigen vor ihrem Eintritt in das Gotteshaus die vorgeschriebenen Waschungen vorzunehmen haben, die sich sehr gründlich auf Kopf, Mund, Hände und Füße erstrecken und, da alles im Freien vor sich gut, keinen sehr angenehmen Anblick gewähren. Wer beschuht ist — und gerade in Schuhen wird im Orient ein Luxus getrieben, sodaß Barfüßige viel seltener als in Stätten sind —, muß die Schuhe vor der Thür der Moschee

ablegen. Wir durften den Betern nicht in den unteren Raum folgen, dagegen war uns gegen ein Eintrittsgeld von dreißig Piaſtern geſtattet, auf den ehemaligen Frauenchor der griechiſchen Kirche zu gehen und von dort aus den Betern zuzuſehen. Unſer Dragoman zog uns zu dieſem Zwecke mitgebrachte Strümpfe über unſre Stiefel, ſodaß auch wir den Anſchein erweckten, als ob wir die Schuhe abgelegt hätten. Ein Prieſter ſah dieſer Prozedur zu und hielt wahrſcheinlich mit Rückſicht auf das Eintrittsgeld eine ſolche kleine Täuſchung ſeines Propheten für geſtattet. In dem Innern der Moſcheen — und darin ſind alle gleich — ſind an Stelle der Bilder unſrer Kirchen große Schilder, auf denen in Goldſchrift Koranſprüche geſchrieben ſind; ſodann befindet ſich in der Richtung nach Mekka, und daher nicht immer in der Mitte, eine Art Niſche, die den Altar (Mihrab) bezeichnet und oft mit Marmorkulpturen ausgelegt iſt. Unweit deſſelben führt eine kleine Treppe zur Kanzel. In dem eigentlichen Schiff, deſſen Boden mit Teppichen oder Matten belegt iſt, finden ſich auch einzelne Tribünen, teils für den Sultan, teils für Vorſänger, Koranvorleſer oder andre Angestellte der Moſchee. Bei dem Gebet gruppieren ſich die einzelnen Beter in eine Reihe und beten ſtill für ſich. Dann tritt der Vorbeter (Imam) an die Altarniſche, die Reihen drängen ihm nach, und es beginnt ein lautes Vorbeten des erſteren in langſamem, näſelndem Tone, dem ein einſilbiges Antworten der Verſammlung folgt. Dieſe Worte ſind mit verſchiedenen Beugungen von Haupt und Oberkörper, Niederknien und Hinfallen auf das Angeſicht verbunden. Das dauerte etwa zwanzig Minuten; wir bedauerten, daß wir nichts von dem Inhalte verſtehen konnten, beſonders als darauf ein Weltprieſter ſich nach Art der engliſchen Lords auf einen Wollſack ſetzte und der umherlagernden Menge von ſeiner Pilgerfahrt nach Mekka erzählte. Das Ende iſt eine Geldſammlung, die ihn zu neuen Reiſen anſpornen ſoll. So war der Gottesdienſt in dieſer Moſchee, welche dereinſt als Tempel der göttlichen Weiſheit die heidniſchen Opfer der Griechenprieſter darbringen und ſpäter das Evangelium predigen ſah. Es wird wohl ſelten ein Europäer dieſe Stätte, an der das Blut des Nikolaus aufſtandes wie das der Eroberung durch die Türken klebt, verlaſſen, ohne ſich die Frage vorzulegen, wann auch hier wieder das Kreuz den Halbmond verdrängen wird — eine Frage, deren Löſung im tiefften Schoße der Götter ruht.

Wir haben dann noch in einem armeniſchen Speiſehauſe verſucht, das türkiſche Nationalgericht Pillaw (Reis) mit zähen Hammelſtücken zu verzehren, ließen es aber bei dem Verſuche bewenden, und griffen lieber zu den verlockenden Ananasmelonen und Trauben. Wir haben auch noch verſchiedene Sultansgräber, Zifternen und Moſcheen beſucht, aber nirgends mehr etwas geſehen, was uns tiefer als die Sophienmoſchee gerührt hätte; ſie zeigt nur zu deutlich den Sieg des Türkentums an. Was alſo von Kunſt am Boſporus und goldnen Horn enthalten iſt, haben wir im großen und ganzen an dieſem Tage genoſſen, und wir ſehnten uns immer wieder nach Natur. Zu dieſem Zwecke ließ uns

unser braver Dragoman den vor dem Kriegsministerium (Seraskierat) befindlichen und nach diesem genannten Turm in einer Höhe von 182 steilen Stufen hinaufklettern. Von hier aus zeigt sich der Bosphorus, das Marmarameer und das goldne Horn, Skutari bis weit in die asiatischen Berge, Galata und Pera, sowie unmittelbar zu unsern Füßen Stambul. Für uns Deutsche ist dieser Turm, auf welchem sich jetzt nur der Feuerwächter befindet, eine Stätte der Erinnerung an unsern großen Strategen. Von hier aus entwarf der damals in türkischen Diensten befindliche Hauptmann von Moltke den Plan von Konstantinopel, der noch heute die Grundlage aller Karten Konstantinopels bildet. Wenn man erwägt, daß Stambul keine Straßennamen hat und daß es geradezu eines strategischen Talents bedarf, sich aus diesen vielen engen Straßen herauszufinden, so wird man begreifen, daß jenes Werk des großen Feldherrn auch für uns von nicht zu unterschätzendem Werte war.

Die Sonne war ihrem Sinken nahe, als wir uns auf den Heimweg machten. Wir gingen noch durch die Gewürzlager, wo neben den duftigen Kräutern, welche die fruchtbaren Gefilde Asiens erzeugen, auch Medikamente und Gifte aller Art feilgeboten werden, und hielten nur noch vor einem Laden gegenüber der neuen Moschee, um uns einen Fez zu kaufen und mit diesem bekleidet unsre Freunde zu überraschen. Während wir vor der Thür des Magazins lagerten, trat ein Araber aus Algier auf uns zu und suchte mit wenigen französischen Brocken unser Vaterland auszuforschen. Es war schwer, sich dem Manne verständlich zu machen, bis der Name „Bismarck“ ihm die volle Aufklärung verschaffte und er uns seine hohe Verehrung für diesen und den empereur Guillaume ausdrückte.

Der Weg führte uns über die große Völkerbrücke zwischen Stambul und Galata. Hier glaubt man in der That sich bei einem Massenballe zu befinden, zu welchem sich die Völker der Erde Rendezvous geben. Ein Gewühl von Reitern und Trachten jeder Art; griechische Priester wechseln mit Smams, Franziskanermönche mit Dervischen, die eleganteste, nach Pariser Mode gekleidete Levantinerin mit der verhüllten Türkin, Europäer neben dunkeln Arabern oder Negern, Perser in ihren langen Raftans neben Offizieren aller Gattungen; Tscherkessen auf feurigen Rossen und Tscherbecks, welche in ihrem Gürtel ein ganzes Arsenal von Waffen tragen, Wagen, in denen verschleierte Frauen von Paschas sitzen, deren schwarze Eunuchen zu Pferde folgen; Glanz und Elend hart nebeneinander, den würdevoll in langsamem Schritt einherstolzirenden Effendi begleiten heulend halbnackte Bettelkinder, Krüppel von schrecklichster Mißgestaltung lenken durch monotone Gefänge die Augen der Vorübergehenden auf sich — hier ist Occident und Orient bunt durcheinander gewürfelt.

Es würde schwer sein, eine einzige Tracht herauszugreifen und sie zu beschreiben, denn der Orientale liebt nicht nur das Bunte, sondern auch den Wechsel. Wo sich bei uns die immer seltener werdenden Volkstrachten erhalten

haben, sind sie alle eintönig; in Tirol und in Italien ist in bestimmter Gegend ein Bauer wie der andre gekleidet. Hier aber wechseln die Farben der Hosen und des Kittels, des Gurts und des Mantels in allen Spielarten. Der Kopfbedeckungen sind aber so viele, daß ich auf diesem Gange von dem einen Ende der Brücke zum andern deren mehr als fünfzig zählte. Der Fez ist verschieden, je nachdem er von Zivil oder Militär, von Türken, Griechen oder Serben getragen wird; die untern Volksklassen winden um den Fez noch ein Tuch zu einem Turban, meist weiß, oft aber auch bunt, und grün, wenn der Träger das Glück hatte, eine Pilgerfahrt nach Mekka mitzumachen.

Als wir abends in Pera mit unsern in türkischen Diensten stehenden Landsleuten zusammen im Bierhaus saßen, gleich als ob wir uns auf der Potsdamerstraße im Wirtshaus zum Kurfürsten befänden, so trat uns der Gegensatz von Abend- und Morgenland auch geistig näher.

Damit laßt mich heute schließen. Draußen ist schon tiefe Nacht; brennt auch in meiner stillen Zelle die Lampe freundlich, so erinnert mich doch das Klopfen des Wächters und das Gebell der Hunde, daß ich fern von euch in einer neuen Welt bin. Morgen aber soll es noch tiefer hineingehen. Die türkische Post ist besorgt, das Reisebündel geschnürt, um auf einige Tage Konstantinopel zu verlassen und nach Asien zu reisen.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Vorlesungen über das Zeitalter der Freiheitskriege. Von Joh. Gust. Droysen. Zweite Auflage. Zwei Bände. Gotha, F. A. Perthes, 1886.

Es ist nicht nötig, dieses vor vierzig Jahren erschienene vorzügliche Werk bei seinem zweiten Erscheinen weitläufig zu besprechen. Wer es noch nicht kennt, könnte den Gegenstand dieser einst zu Kiel gehaltenen Vorlesungen nach dem Titel „Zeitalter der Freiheitskriege“ leicht zu eng begrenzen. Was wir unsern Befreiungskrieg gegenüber Napoleon nennen, bildet nur den Schluß des letzten Bandes und umfaßt noch nicht hundert Seiten, während das ganze Buch 861 Seiten hat. Der Gegenstand ist eben ein weit umfassenderer. In großen Zügen erzählt der Verfasser die Umwälzungen, welche seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis 1815 die Kulturstaaten erleiden. Insbesondere wie sich der Staatsbegriff dabei entwickelt, wird vom Verfasser mit stetem Interesse gezeigt.

Droysens Art, die geschichtlichen Zustände und Ereignisse zu beleben durch patriotische und religiöse Motive, ohne die Rhetorik des bloßen Verstandes, mußte sich gerade in der Form von Vorlesungen günstig ausdragen. So ist denn die Bektüre dieses Werkes erfreulich und genussreich um der vielseitigen, man kann sagen künstlerischen Darstellung willen, der man nirgends mehr die mühsame Herbeischaffung des Materials anmerkt. Darum kann man es nur mit Freude begrüßen, daß das Werk dem Buchhandel wiedergegeben worden ist. Nach dem Vorwort